Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 37

Artikel: Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646062

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 37
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
15. September
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Die Zeit.

Von Frieda Schmid-Marti.

Die Tage blühn aus ihrem Schoß,
Ein jeder hilft dein Leben runden.
Der Tag wird alt, die Nacht wird groß,
Es legen Stunden sich zu Stunden.

Sie lösen von Erfülltem los
Und führen neuem Werk entgegen.—
Jedweder Tag ist wie ein unbeschrieben Blatt,
Dir in die Hand gelegt, in deine Hand . . .

Der Tag verrinnt im Wechsellauf
Du schreibst — dir unbewußt — darauf. —
Mit jedem neuen Tag
Hat dich ein Flügelschlag
Der Ewigkeit gestreift.
Hat dich der Tag in Glück,
Die Nacht in Leid gereift! —

Der Vogel im Käfig.

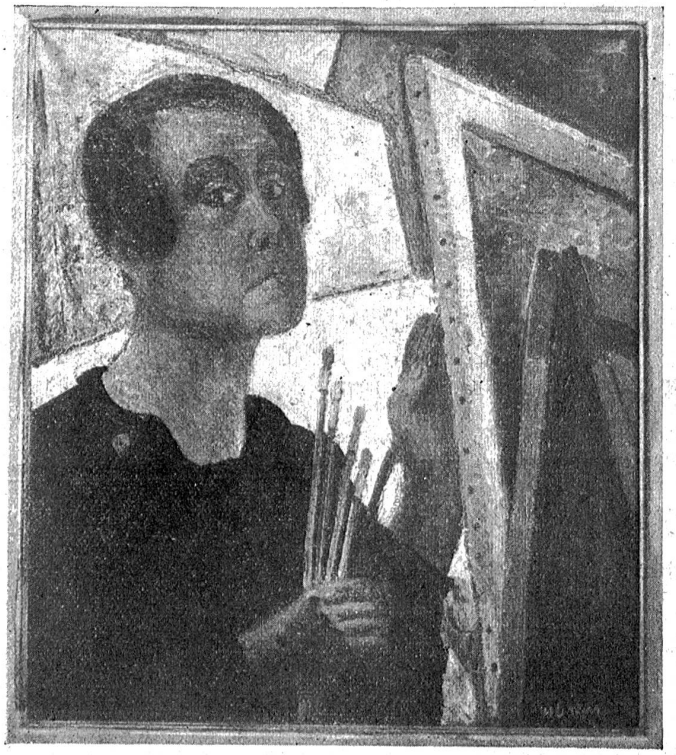
Roman von Lisa Wenger. (Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 37

Es war die Zeit der Traubenlese. Sie wurde in Bellerive mit aller Glut gefeiert, denn darnach kam der Winter, das traurige Grau über Bergen und See, und die dunkeln Stuben. Von früh an sprangen die Frösche auf den Straßen, schossen die Burschen, sangen die Mädchen. Im hellen Sonnenschein lasen sie die Trauben, und ihre weißen und roten Kopftücher leuchteten. Nicht so sehr wie ihre Augen, die lustig und verliebt auf die Burschen schauten, die Hutten voll Trauben dem mächtigen Faß zutrugen, das auf einem tannenreisgeschmückten Wagen auf der Straße stand, und bekränzt und bewimpelt auf die blauen, weißen und schillernden Früchte wartete.

Sidney und Rahel, Johannes zwischen ihnen, zogen hinaus zu den Fröhlichen, und Sidneys Künstlerherz entbrannte und schaute, mehr noch als seine Augen. Rahel wand sich zuerst etwas zaghaft, ein wenig ängstlich, es möchte zuviel werden. Aber nicht lange. Ihre Augen fingen an zu leuchten und ihr Mund lachte.

„Sidney, wir wollen tanzen." Johannes saß draußen auf einem umgekehrten Korb unweit der Türe, hörte es um sich herum schwirren und lachen, hörte Violine und Pfeife und das schlürfende Geräusch der Tanzenden. Nie hatte er einem Fest beigewohnt, wenn seine Mutter lesen ließ, nun, da er Mitbesitzer der Petitpierreschen Reben war, verstand es sich von selbst, daß Herr und Herrin nicht ausblieben.

Rahel übermütig, rief ihm einen Gruß zu, wenn sie vorübertanzte. Sidney stand, wenn er des Tanzens und Traubenlesens müde war, neben ihm, und seine entzückten Ausrufe ließen Johannes merken, was er entbehrte. Kam Rahel und holte Sidney, um nach den altmodischen Melodien vergessene Tänze zu tanzen, wie sie in Bellerive noch gefielen, da mußte Johannes sich zusammennehmen, um seine Stimmung dem wundervollen Fest anzupassen. Die Burschen und Mädchen um ihn herum nahmen keinerlei Rücksicht auf ihn, beachteten ihn kaum, sie hatten viel zu viel mit sich selber zu tun. Hie und da saß ein Paar auf den Körben, die vor dem Festsaal herumlagen, oder lehnte sich an die Hausmauer, scherzend, oder zärtlich, oder schon berauscht, oder erhitzt von Wein und Liebe. Johannes hörte sie kommen und gehen und wünschte, daß er zu Hause geblieben wäre. Nie war ihm früher das Leben nahe gekommen, oder er dem Leben. Seine Mutter hatte in ihrem engen Kreise dafür gesorgt, daß nichts seine Seelenruhe störe. Die Kraft, womit er sein Schicksal überwunden, hatte er aus dem Glauben an Göttliches, sein weises Ertragen aus eignem Wollen geschöpft. Gleichmäßig, wie die auf- und untergehende Sonne, waren seine Tage gewesen, jede Freude hatte er genossen,



Kunst und Kunstgewerbe an der Saffa. — Helene Dahm, Oetwil a. S. Selbstportrait.

jeder kleinste Liebesbeweis war ihm ein Erlebnis gewesen. Niemand hatte ihn gekränkt, viel hatte er andern geschenkt, wie ein fruchtbarer Baum hatte er sich ausgebreitet, dessen Früchte alle erfreut, die unter seinen Zweigen saßen.

Auch zu der Zeit der entsagenden Liebe zu Rahel, die ihm wie ein Stern unerreichbar am Himmel geleuchtet, hatte er sein Gleichgewicht nicht verloren. Jetzt war er aus der Bahn geworfen wie ein Schiff, das, dem ruhigen Lauf des Flusses folgend, plötzlich von den Wellen gepackt wird, wenn der Fluß das Meer erreicht, dem er doch zustrebte. Seine Seele war unruhig in ihm, sein Herz bedrückt. Eine beständige Angst verfolgte ihn, der er keinen Namen geben konnte, keinen geben wollte, denn in der Tiefe seines Bewußtseins wußte er, was er fürchtete, und ahnte vielleicht, wie es ihm unzählige Male geschehen, was er zu fürchten hatte. Aber er zürnte sich selbst, und bezwang sein Denken, das hinabtauchen wollte, wo die Schrecken hausten und das Meer aufwühlten, und Gefahr und Unglück bringen konnten.

Mitten in der fröhlichen Menge packte ihn der Dämon der Eifersucht, ja des Mißtrauens, das nichts war als ein Mißtrauen gegen sich selbst, eine Entwertung seiner selbst, die ihn nicht losließ. Er war blaß und drehte die rötliche Traube, die zwischen seinen Fingern glänzte, langsam in den Händen. Da hörte er einen Burschen und sein Mädchen, die von auswärts zur Lese nach Bellerive gekommen, ihre Bemerkungen austauschen.

„Ich habe noch gar nie eine so schöne Frau gesehen", sagte der Bursche. „Die sollte ich einmal zwischen meinen Händen haben! Und die hat einen Blinden genommen? Ist er denn so reich?"

„Ho, reich", sagte das Mädchen, „natürlich ist er reich. Aber darum hat sie ihn nicht genommen, sagen die Leute, sie ist ja selber reich und die Nichte der Frau Petitpierre, der die Weinberge hier gehört haben. Da steckt etwas anderes dahinter. Der Maler, mit dem sie tanzt, das ist ihr Liebhaber, das sieht ja ein Blinder."

„Gerade der sieht es nicht", lachte der Bursche. Sie jagten den Scherz zu Tode, faßten sich unter und gingen zum Tanz.

Johannes wurde schwindlig, daß er sich an der Mauer halten mußte, neben der er saß. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne und es schüttelte ihn. Er wußte, daß es Geschwätz war, was er gehört. Aber konnte, was sie vorahnend schwatzten, nicht Wahrheit werden? War es nicht dennoch schon wahr, ehe die beiden davon wußten? Es war ihm, als sinke Dunkelheit über ihn und er falle ins Bodenlose. Er streckte hilflos die Arme aus. Ein Mann, der an ihm vorbeiging, packte seinen Arm.

„Ich will Ihre Frau holen", sagte er. „Ihnen ist ja schlecht." Johannes konnte nicht ja und nicht nein sagen. Es kommt! Es kommt! dachte er wirbelnd in einem fort. Und sein Herz schrie nach der Mutter, die ihn in allen Nöten getröstet und gestützt hatte und die nun fehlte.

Rahel kam und Sidney mit ihr. Sie erschraken, als sie ihn sahen, sorgten sich um ihn, holten Wasser, Wein, den Mantel und den Stock und verließen augenblicklich mit ihm das Fest. Er sprach kein Wort auf dem ganzen Weg und begehrte nur zu ruhen. Rahel führte ihn in sein Zimmer. Der Schmerz, der in ihm tobte, war so groß und seine Angst so heftig, daß seine Hände zitterten. Liebevoll wollte sie fragen, was ihm fehle, aber er winkte, daß sie gehen möchte. „Liebe Rahel, verzeih mir." Sie ging.

Sidney wartete auf der Gartenterrasse. Als sie kam, wollte er sie fragen, ob Johannes sich besser fühle, schwieg aber. Einen Augenblick standen beide unschlüssig, wohin sie gehen wollten, dann wandten sie sich dem Garten zu, stiegen durch die Wiesen hinauf zu dem kleinen Wäldchen, vor dem eine Bank stand. Der See glitzerte beinahe hellgrün. Die Musik vom Winzerhaus her drang bis zu ihnen. Sidney streckte seine Hand aus und Rahel sah ihn an.

„Rahel?" sagte er zärtlich und nahm ihre Hand. Glühend stieg das Blut ihr in Stirn und Hände. Aber sie riß ihre Hand aus der seinen.

„Nein", sagte sie schroff. Sie stand rasch auf und warf den Kopf mit einer ihr ungewohnten, beinahe herrischen Bewegung zurück.

„Wie Tante Adeline", sagte Sidney heftig.

„Ja, wie Tante Adeline." Sie sprang Stufe um Stufe der Holztreppe hinab, lief durch den Garten, unter der Lorbeerlaube hindurch und ins Haus. Sidney seufzte. Zu spät, dachte er. Zugleich stieg ein weiches, warmes Gefühl in ihm auf, als ob sich alle Liebe, die er Rahel geschenkt, so lange er denken konnte, vereinen wolle: Die des Knaben, die schützende des Jugendkameraden, die vertrauende des Freundes und nun — er besann sich einen Augenblick — die des Mannes. Plötzlich sah er klar. Ich liebe sie ja! Habe ich sie vielleicht immer geliebt und es nur nicht gewußt? Oder — Und nun ist es zu spät. Das Wort weckte sein Wollen. Zu spät? Warum zu spät? Weil sie Johannes geheiratet hat? Weil sie, falschen Idealen folgend, das Opfer ihres Selbst bringen wollte? Weil sie einsam war, weil ihr Traditionen der Barmherzigkeit im Blut

spukten? Weil sie keinen hatte, der ihr in den Arm fiel? Ich habe sie gewarnt. Aber mir glaubte sie nicht. Natürlich, einer, der die Ilse von Stadel heiraten konnte, verdient in Ehefragen kein Vertrauen. Ist mir recht geschehen. Er seufzte zornig. Die Strafe ist zu groß, dachte er weiter, ballte die Fäuste und strich sich über die Stirne, als wollte er die heiße Wut, die ihn plötzlich packte, zermalmen. Fort muß ich. Das ist selbstverständlich. An einem Blinden werde ich nicht zum Schuft. Wieder hielt er an. Schuft! Was heißt das, Schuft? Daß ich liebe, was er liebt? Oder das was sein ist? Auch so ein Wort. Kann ein Mensch einem andern gehören? Hat er ihn gekauft? Geschenkt erhalten? Gut, da nimmt eben einer sein Geschenk wieder zurück. Sie hat sich ihm geschenkt, und nun schenkt sie sich mir. Was ist dagegen einzuwenden? Das standesamtliche Papier etwa, der Fetzen? Ist in Wahrheit eine Gewalttat. Ein Ueberwältigungsakt. Eine Knebelung des freien Willens, zum Besten des Staates, beileibe nicht zum Besten seiner Glieder. Muß sein, sagen sie. Sidney sprang auf und stand da, als wolle er gegen die Welt anrennen. Die Hände in den Hosentaschen, die Beine gespreizt und die zornigen Augen blau blitzend.

Kunst und Kunstgewerbe an der „Saffa". — Sanny Brügger, Zollikon. Rimini.

Also was noch? fuhr er mit Fragen und Antworten fort, als sage er einen Katechismus auf. Daß Johannes blind ist? Ja, Herrgott, ich habe ihn doch nicht blind gemacht! Da soll er sich an das Schicksal wenden. Ein Blinder soll nicht heiraten, oder dann eine barmherzige Schwester, ein frommes Jüngferchen, das gar nicht weiß, was Liebe ist. Was geht's mich an, daß er blind ist? Der braucht eine Mutter, eine Pflegerin. Sidney knirschte mit den Zähnen, sprang auf und lief vor den langen Tannenbäumen des Waldrandes hin und her. Gestern sitze ich neben ihm, lache und plaudere mit ihm, und heute würfe ich ihn am liebsten in den See. Ja, so ist's. Seien wir ehrlich. Also in den See. Schön. Man liebt die Frau eines andern und wirft dafür den Mann in den See. Ausgezeichnet. Der Mann ist noch dazu blind. Da war ich schon einmal, das brauche ich nicht noch einmal durchzukauen wie ein Rindvieh. Gut, bleibt mir nichts anderes übrig als fortzureisen. Weg, irgendwo hinaus nach der Türkei, oder zu den Botokuden, weiß nicht einmal, wo die leben — und nach dem Muster manches Vorgängers irgendein Geschöpf zu mir zu nehmen und mich selber gehörig anzulügen. Kann doch mir selber nicht sagen, was ich in dem Fall von mir denken würde! Bin doch zu höflich dazu. Teufel, Teufel! Plötzlich wurden seine Augen feucht. Er setzte sich. Natürlich, ich habe sie immer geliebt. Immer, von ganz klein an. Jetzt weiß ich's. Warum ist keiner gekommen und hat mir die Augen geöffnet? Warum hat sie mich nicht am Arm gepackt und mir zugeschrien: Sidney, Narr, du liebst mich ja! Oder warum schwieg die Tante Adeline? Sie muß es doch gemerkt haben. Wozu leben die Alten, als um uns Jungen den Weg zu weisen? Den unsern natürlich, nicht den ihren. Warum hab ich's selber nicht gemerkt? Es muß eine arge Sünde sein, seine Liebe nicht zu erkennen, daß ich's jetzt so büßen muß dadurch, daß es zu spät ist. Muß man sich denn zuerst lauter Glasperlen um den Hals hängen, ehe man merkt, daß man eine echte Perle gefunden hat? O ich Narr, ich Narr. Er lief wieder und lief. Plötzlich kam er auf einen neuen Gedanken. Ob Rahel mich geliebt hat? Damals als ich... Hell sah er Rahels leuchtende Augen vor sich und die zarten Tränenschleier, als er Abschied genommen. Ja, sie hat mich geliebt. Sie hat mich geliebt. Er blieb stehen. Das muß ich wissen. Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, rannte er die Wiese hinunter, suchte Rahel und fand sie in dem kleinen Hofgarten hinter dem Haus, wo sie in der warmen Spätherbstsonne saß, die Hände im Schoß, die Augen geschlossen. Sie öffnete sie, als er kam.

„Rahel", rief er. Sie sah ihn angstvoll an. „Rahel, ich will dich etwas fragen. Hast du mich damals, als ich bei euch im weißen Hause wohnte, geliebt?"

Rahel fuhr auf. Sie sah aber Sidneys Augen und wurde wahr. „Ja, ich habe dich geliebt", sagte sie, fuhr aber sogleich fort: „Ich glaubte, es sei Liebe."

„War es Liebe?" fragte er eindringlich.

„Ja."

„O Rahel, warum hast du mir das nicht gesagt?" rief er schmerzlich.

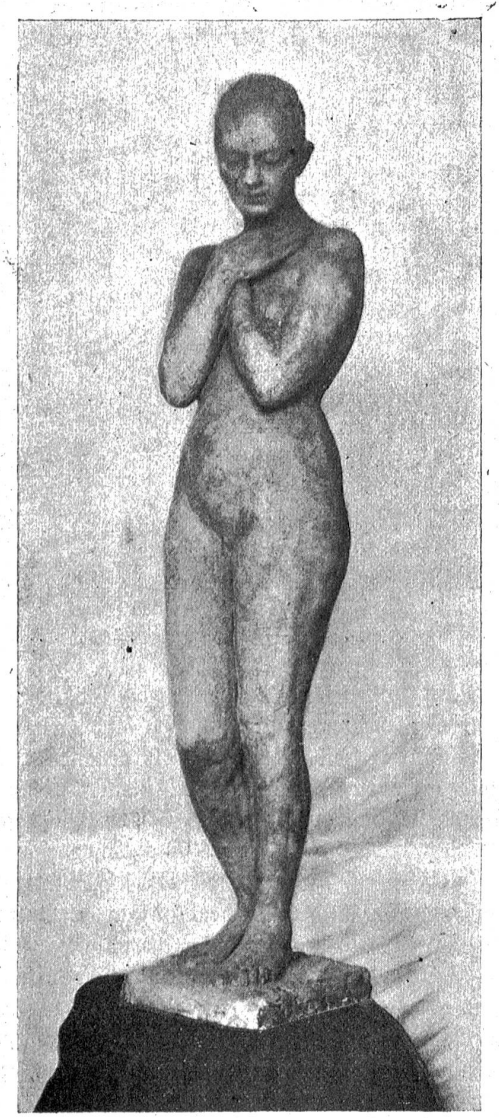
„Das hätte ich dir sagen sollen? Das sagt doch nie ein Mädchen einem Mann. Das durfte ich doch nicht", rief Rahel sehr aufgeregt.

„Eben, ja, natürlich, das darf man nicht", sagte er bitter. „Das Schönste darf man nicht. Das Eigenste, Urtiefste, das Wahre und Beste darf man nicht. Alles andere darf man."

„Hast du denn mich geliebt, Sidney?" fragte Rahel.

„Nein, verzeih mir's Gott, nein. Oder doch, Rahel. Ja und ja und ja. Bloß habe ich es nicht gewußt, und wenn du kindlich gekommen wärest und hättest gesagt: Sidney, ich liebe dich, dann hätten sich meine Augen aufgetan. Alle die Liebe, die ich an andere verschwendet, galt ja dir. Dich suchte ich. Bloß habe ich es nicht gewußt. Warum sagtest du es mir nicht?"

„Mich hat Tante Adeline anders gelehrt", sagte leise Rahel. „Ich wäre ja lieber gestorben, als daß ich dir ge-



Kunst und Kunstgewerbe an der Saffa. — Skulptur von El. von Mülinen.

sagt hätte... ich wußte ja nicht einmal, daß man das sagen könne... ich wäre ja lieber gestorben... sie sagten doch, das stoße die Männer ab, das sei unweiblich, das... ich glaubte du würdest mich für immer verachten."

„Ach, Rahel, was nützt uns nun das alles? Jetzt ist es doch zu spät." Sie schwiegen beide.

„Rahel, willst du jetzt aufrichtig sein? Ich will nichts von dir. Ich gehe fort. Ich will dem Manne da oben keinen Schmerz zufügen. Aber sag mir, jetzt... kannst du mir nicht sagen, was du mir damals nicht zu sagen vermochtest?" Rahel schwieg.

„Liebe Rahel."

„Ja, ich liebe dich, Sidney", sagte sie nun einfach. Sidney nickte. Er nahm nicht einmal ihre Hand.

„Ich danke dir." Darauf ging er, und Rahel stieg hinauf in ihr Zimmer. Zu Johannes hinein ging sie nicht.

Sidney blieb tagelang in der Stadt. Tante Marie schwelgte und streichelte mit ihren zarten, schwachen Händen die seinen. Sie fand ihn viel zu ernst für einen Maler und zu schweigsam für einen noch jungen Menschen. Er wich allen ihren Fragen aus. Denen nach Ilse von Stadel begegnete er mit ein paar gewichtigen Sätzen, die seine Ehegeschichte beleuchteten, ohne irgendwie Einzelheiten zu betonen. Die beiden alten Frauen merkten, daß nicht alles gewesen war, wie es hätte sein sollen, und suchten durch einen schwer beladenen Tisch und durch Liebe gut zu machen, was das Schicksal möglicherweise an ihrem vergötterten Liebling gesündigt hatte. Endlich fuhr Sidney wieder nach Bellerive.

Die ganze Zeit über war er im Bewußtsein eines großen Glückes herumgegangen, das ihm dennoch das Herz beschwerte. Seine ganze, kraftvolle Natur strebte darnach, Ordnung in seine Gefühle zu bringen, sich klar zu werden, was er eigentlich wolle, und seinen Weg vor sich zu sehen. Es kam ihm als richtig, wahr und einfach vor, Rahel an der Hand zu nehmen und mit ihr irgend wohin zu ziehen, nach Spanien, Indien, oder sonst wohin. Es war seine Ueberzeugung, daß seine Liebe, wie er sie jetzt erkannte, und wußte auf welcher festen Grundlage sie stand, ihm die Berechtigung gab, Rahel in seinen Kreis zu ziehen. Es gab für ihn keinen Zweifel darüber, daß Rahel — ihre Liebe mochte groß und opferfähig sein, mochte wahr und tief sein — niemals einwilligen würde, mit ihm zu gehen, Johannes zu verlassen und sich auf das Meer der Unsicherheit zu begeben.

Sie konnte es nicht, denn was Jahrhunderte geprägt, das zerfließt nicht wie weiches Wachs, und was Generation um Generation einem Menschen an Gesetzen, Vorurteilen und Ueberzeugungen mitgegeben, das lebt in seinem ganzen Wesen. Für so mächtig hielt er das Schwendtsche Blut, daß auch der schöne Brecht es nicht zu verdünnen vermocht hatte, daß von seinem Leichtsinn, seiner Gewissenlosigkeit sich kaum ein Hauch dem Kind mitgeteilt, um das er sich nie mehr gekümmert hatte. Sidney wußte, daß Rahel alles für ihn zu ertragen imstande sein würde, arm zu werden, einsam mit ihm zu leben, alles zu verlassen, was ihr lieb gewesen, nur das eine, das würde sie nie leisten können und nicht wollen. — (Fortsetzung folgt.)

Kunst und Kunstgewerbe an der „Saffa".

Wahrhaftig, unsere Frauen sind klug! Da hängen sie in dieser und jener Halle ein kleines Bild aus und stellen auf den einen und andern Rasenplatz im Ausstellungsgarten eine überlebensgroße Plastik, die weithin auffallen muß, und damit regen sie in uns den Appetit nach der eigenen Halle der Künstlerinnen mächtig an und machen uns zugleich auf die große Bedeutung aufmerksam, die der Gruppe „Kunst und Gewerbe" im Ausstellungsganzen zukommt. Denn mit dieser großen Bedeutung hat es wirklich etwas auf sich. Freilich, man mag kritteln und sagen, dieses Malen und Bildhauern liege doch ein gut Stück außerhalb des natürlichen fraulichen Schafffens; aber in einem andern Sinne spricht gerade diese Kunstausstellung sehr laut und sehr rühmlich für die Frau, ja, sie ist sogar im Gewirr der übrigen Hallen, die alle mehr oder weniger Dinge des Tages und der Vergänglichkeit bergen, so etwas wie ein Tempel auf der Höhe: die schönste Blüte und die letzte Krönung unserer Ausstellung. Denn auch hier findet man jene Theorie, die zu Zeiten von einer „künstlerischen Minderwertigkeit der Frau" oder doch von ihrer „Unmündigkeit in Dingen der Kunst" spricht, auch hier findet man diese Theorie wieder